

FILM

NEU IN DEUTSCHLAND

Der Transport (Deutschland). Der von Dokumentarfilm-Jungmann Herbert Viktor („Paradies und Feuerofen“) begonnene und auf Verlangen des Produzenten von Jungrountinier Jürgen Roland („Der rote Kreis“) beendete Kriegsfilm erzählt — nach dem gleichnamigen Roman Wolfgang Altemdorfs — recht-schaffen und typen-genau ein Hohes-lieb vom großen Mann im großen Krieg: die Geschichte eines unscheinbaren, kurzsichtigen Reser-veleutnants, der einen Transport mit Straf-soldaten zur „Front-bewährung“ geleiten soll und dabei selbst zum Deserteur wird, als er das den Ver-urteilten zugefügte Unrecht erkennt. Trotz seiner Angst vor den ausbruchsbesessenen Häft-lingen setzt sich der Offizier (Hannes Messemer) schließlich für die Leid-tragenden des Regimes ein und opfert sich für sie. Dieses Charakterwachs-tum wird freilich penetrant vorge-führt, und die Handlung leidet überdies darunter, daß die Filmautoren, als hätten sie der Tragfähigkeit ihrer Geschichte mißtraut, dem Kinobesu-cher auch noch Liebe, Vergewaltigung, Landserhumor, Abenteuer und Helden-tod servieren. (Fono-Film.)



Messemer

In Freiheit dressiert (Frankreich/Italien). Der Film bereitet dem Kinogast so lange Vergnügen, wie von der Haupt-darstellerin Brigitte Bardot, derent-wegen er gedreht wurde, nur das Gesicht hinter der Windschutzscheibe zu sehen ist. In diesen ersten paar Minu-ten führt Regisseur und BB-Exgatte Roger Vadim in den Straßen von Paris ein hochbeschleunigtes, turbulentes Ver-kehrsballett auf, das an gloriosen Jux der Stummfilmzeit erinnert. Dann je-doch — der selbstgestellten Aufgabe ge-genüber, die Leibes-mimik seiner Ex-gattin unterhaltsam vor Augen zu führen — versagt sich ihm jeder Einfall, es sei denn, man nimmt die ungewohnte Attitüde einer Liebesdienst-verweigerin dafür, die BB bis gegen Schluß durchhalten muß. Modische Go-Kart- und Bob-Ren-nen erlauben ihr allenfalls neue Posi-tionen, aber keine



Brigitte Bardot

neuen Enthüllungen. Je länger der Film dauert, desto ungenierter tritt zu-tage, daß Regisseur Vadim im Antiqua-riat abgebrauchtester Sensationskomik eingekauft hat. (Roitfeld/Cosne/Vides.)

Die Nacht hat dunkle Schatten (Frank-reich). Ein ehrbarer Gatte und Lehrer in einer Privatschule gerät in Mordver-dacht, weil in seinem Haus eine junge Amerikanerin lustgewürgt wurde; ein jovial-bigotter Untersuchungsrichter klaubt Indizien, um den Schuldbeweis zurechtzutrimmen; der Lehrer verliebt

sich posthum in das kaum von ihm be-achtete Mädchen, nachdem er erfährt, daß es ihn geliebt hat. Diese Geschichte (nach einem Buch des Kriminalchrift-stellers Georges Simenon) wurde von dem französischen Seelen-Routinier Jean Anouilh (Drehbuch) effektiv für den Film verarbeitet. Doch von dem Augenblick an, da Dramatiker Anouilh eine psychoanalytische Motivationskette in die Handlung bringt, wirkt das wun-derliche Kinostück grobschlächtig. (Cinéphonie.)

WICKI

Deutsche Vita

Die Berliner Filmfestspiele währten schon elf Tage. Da endlich, am Montag letzter Woche um 10.30 Uhr war „das Wunder eingetreten“, wie der Festival-Berichterstatler Walter M. Herr-mann meldete. Der Spielfilm-Beitrag der Bundesrepublik, Bernhard Wickis „Wunder des Malachias“, war mit viel-wöchiger Verspätung buchstäblich zum letztmöglichen Termin fertiggestellt worden. Sieben Stunden später begann die Premiere. Zwanzig Stunden danach sprach die Jury dem Wicki-Werk den Preis für die beste Regie zu, den „Sil-bernen Bären“.

Der Preisträger selbst hatte die Ur-aufführung verschlafen. Herstellungs-leiter Jochen Severin: „Wir haben seit fünfzehn Tagen praktisch kein Bett mehr gesehen.“ In einer Tour de force hatte Wicki den Film zurechtgeschnit-ten, so daß sein „Wunder des Mala-chias“ nicht nur das langwierigste, auf-wendigste und ehrgeizigste, sondern auch noch das strapaziöseste deutsche Filmvorhaben des Jahres wurde.

Auf Wickis physisches Durchhalte-vermögen gründete sich die einzige Hoffnung der deutschen Filmindustrie, auf dem Berliner Festival einen Preis zu ergattern. Während beispielsweise Frankreichs Auswahlkommission einen Festspielfilm aus rund einem Dutzend vorführreifer Filme auswählen konnte, vermochte die deutsche Filmindustrie außer dem „Wunder des Malachias“ keinen präsentablen Film anzubieten.

Die „Süddeutsche Zeitung“ feierte Wicki denn auch als „eine Art Messias...“, dem es nicht mehr nur oblag, sich und anderen sein Talent, sondern gleich-zeitig einer ganzen Branche ihre Exi-stenzberechtigung zu beweisen.

Beweismittel war die filmische Ver-sion eines Romans, den der schotti-sche Wirtschaftsprüfer und Bestseller-Autor Bruce Marshall 1931 geschrie-ben hatte. Er lieferte Wicki die Fabel: Ein Mönch bittet den lieben Gott, ein sündiges Haus verschwinden zu lassen. Der liebe Gott gewährt die Bitte.

Wicki und seinem Drehbuchautor Heinz Pauck schwebte freilich Höheres vor, als nur die Schotten-Schnurre ins Bild zu setzen. Sie gedachten, anhand der Mönch-Gott-Geschichte die „soziale Struktur unserer Sattheit“ bloßzulegen.

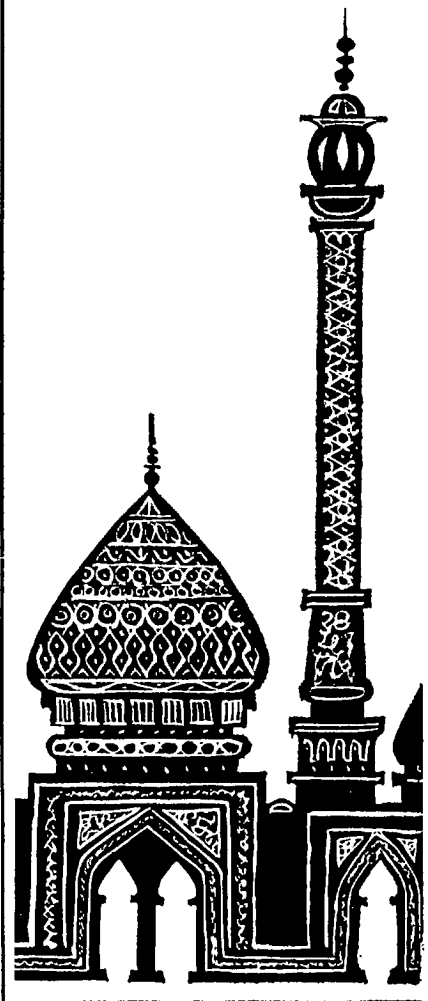
Das Wunder bei Wicki: Das sündige Haus — eine Bar in einer Hafen-stadt — verschwindet. Noch wäh-rend die Kripo erste Ermittlungen an-stellt, beginnt sich ein Marktforscher für das Vorkommnis zu interessieren: „Bei jedem Ereignis wollen sich die Leute vorstellen — wer steckt dahinter? Chru-schtschow, die Gaulle oder Uwe Seeler?“

„Wie wird sich die heutige Gesell-schaft mit einem von jedermann nach-prüfbar Wunder-Erweis Gottes ausein-



TEHERAN

Passagier-
und Frachtdienste
nach Teheran
und dem Mittleren Osten.
Zubringerdienste
von allen
deutschen Flughäfen.
Auskünfte und Buchungen
über Ihr Reisebüro,
bzw. Ihren Spediteur
oder die Büros der
PAS Düsseldorf-Lohausen,
Flughafen, Telefon 42 43 21,
PAS Hamburg,
Glockengießerwall 17,
Telefon 32 77 27.



Die Fluglinie
der 1001 Annehmlichkeiten.





Wicki-Film „Das Wunder des Malachias“: Wie reagieren Bundesdeutsche ...

andersetzen“, hatte sich der „Film-Dienst“ der Katholischen Filmkommission schon während der Dreharbeiten gefragt. In Wickis Film reagiert Bundesdeutschlands Gesellschaft so: Zunächst reklamieren die Barbesitzer „Manöver-schäden himmlischer Heerscharen“. Die Boulevardpresse kommt zu unverhofften Schlagzeilen, und ein Erfolgsverleger bemüht sich sogleich um die „Memoiren des Malachias“.

Dann geht es weiter wie in einem Fellini-Film: An der „Wunderstätte“ etablieren sich Marktschreier. Sie verkaufen Malachias-Puppen (aufziehbar, segnend), Malachias-Brunnen (aus der Wasserleitung im Kellergeschoß), Malachias-Kerzen, Malachias-Sträußchen, Malachias-Schweinefett. Die Rummelplatz-Attraktion: „Besichtigung der Wunderstätte 1,50 — Mit Führung 2,50.“

Die Bar ist allerdings nicht spurlos verschwunden. Gott hat sie auf eine Nordsee-Insel versetzt, wo der Marktforscher inzwischen das Geschäft mit dem Wunder angekurbelt hat. Er erwirbt die Bar, läßt sie vom teuersten Architekten ausgestalten und eröffnet den Luxus-Klub mit einer Wunder-Fête für die internationale High Society.

Während Neger-Pagen in der Uniform der Schweizergarde die nerz- und goldlamé-gewandeten Gäste vom Yacht-Steg ins Klubhaus geleiten, warten am kalten Büfett Serviermädchen in schulterfreier hochgeschlitzter Nonnenkluft und Jazzmusiker in der Soutane. Playboys unterhalten die Damen der Gesellschaft, Second Ladies versorgen Industrielle, Professoren und Verleger. Ihre Gespräche: „Fischer-Dieskau war wieder enorm, wir hören nur noch Fischer-Dieskau.“ — „Meine Liebe, wir müssen unbedingt zusammen lunchen.“ — „Ihre Ausstellung bei Ketterer ist ungeheuer apart...“

Der brave Mönch, der die weiteren Folgen seiner Bitte nicht hatte voraussehen können, wird unterdessen vom Bischof dem zürnenden päpstlichen Legaten konfrontiert. „Vielleicht“, überlegt Malachias, „hat Gott mich nur erhört und alles getan, um mich zur Einsicht zu bringen...“ Der Legat: „Sie überschätzen sich, Pater... Wenn der Klerus mit allen Nachtlokalen so verfahren wollte, würde es am Himmel bald von solchen Instituten wimmeln.“

„Noch kein anderer Film im Nachkriegsdeutschland“ sei „so gründlich vorbereitet worden“, behauptete der Westberliner „Tagesspiegel“, und der „Abend“ versicherte seinen Lesern: Wicki habe es sich und seinen Geldgebern noch schwerer gemacht als bei seinem Erfolgsfilm „Die Brücke“.

Autor Pauck schrieb über sechs Monate an dem mit kabarettistischen Dialogen und ungewöhnlichen Kamera-Einstellungen vollgestopften Drehbuch. Die fünfmonatigen Dreharbeiten an 95 verschiedenen Schauplätzen (ohne eine einzige Atelieraufnahme) verschlangen mehr als drei Millionen Mark.

Wicki-Mitarbeiter Jochen Severin, der schon „Die Brücke“ mitproduziert hatte, erkundete zahlreiche ungewöhnliche Schauplätze, an denen der Regisseur die Kamera für den Wunderfilm aufbauen konnte:

- ▷ Planungsabteilung im Düsseldorfer Hochhaus des Stahlkonzerns Phoenix-Rheinrohr,
- ▷ Chemische Werke Hüls,
- ▷ Fabrikhalle der Rheinstahl Eisenwerke Gelsenkirchen,
- ▷ Hydrier-Anlage der Gelsenberg Benzin AG,
- ▷ Zentralkokerei von Mannesmann,
- ▷ Dachgeschoß von Blohm & Voß,
- ▷ Heimatmuseum Herne,
- ▷ Glas-Foyer im Großen Haus der Städtischen Bühnen Gelsenkirchen.

Ebenso unkonventionell wie seine Schauplätze suchte sich Regisseur-Schauspieler Wicki (der sich eine Rolle in seinem Malachias-Film versagt hat) die Darsteller aus. Für die Rolle des Malachias entlieh er bei dem Berliner Intendanten Barlog den Film-Neuling Horst Bollmann. Größere Parts besetzte er zwar mit Berufsschauspielern wie Richard Münch und Günter Pfitzmann. Für Randfiguren verpflichtete er jedoch überwiegend „Gesichter und Typen“: Journalisten, Pressephotographen, Funkreporter, Geschäftsleute, Mannequins, Theaterintendanten, Barbesitzer. Die „Justine“-Übersetzerin Maria Carlsson spielt eine Gesellschaftsziege, der Zeichner Lorient einen Playboy, der Filmjournalist Habernoll einen Wurstmagen.

„Um den Film noch authentischer zu machen“, sicherte Wicki sich die Einwilligung von Markenfirmen, ihre Namen im Bild erscheinen zu lassen: Königs-Pils, Miele, Telefunken, Melabon, Scharlachberg, Pepsi- und Coca-Cola. Einige tauchen gar in Slogans auf: „Das Mädchen, das das Wunder sah, fliegt um die Welt mit PAA“; „Bleib auf der Erde — fahr Borgward“.

Doch auch damit gab sich Wicki noch nicht zufrieden. Er hatte bereits im Sommer vergangenen Jahres einige Kameramänner vorsorglich auf den Eucharistischen Weltkongreß in München geschickt. Mit der Erlaubnis von Monsignore Thalhamer fingen sie den „Auftrieb am Rande“ ein, den Wicki am Schneidetisch in seinen Film einwob: photographierende Mönche, Geistliche beim Empfang von Essen, dahin-eilende Nonnen.

Wicki ging beim Zurechtstutzen des Films so gründlich zu Werke, daß die Auswahlkommission der Berliner Filmfestspiele, die den deutschen Berlinale-



Regisseur Wicki
... auf ein Wunder Gottes?

Beitrag zu bestimmen hatte, lediglich eine Rohschnittfassung begutachten konnte. Als die Filmfestspiele begannen, waren Wicki und seine Mitarbeiter noch immer in den Ateliers verschanzt, um „Das Wunder des Malachias“ in Tag- und-Nacht-Arbeit fertigzustellen.

Die Berliner Boulevardblätter unterrichteten derweil die Festspielgäste mit Sensationsmeldungen wie „Wettlauf mit der Zeit“ oder, am Tag der Premiere: „Wicki vor Erschöpfung am Schneideisch zusammengebrochen“.

Als schließlich am Montagnachmittag der Wicki-Film auf die Leinwand der „Filmbühne Wien“ projiziert wurde, schien es, als sei dem Regisseur mit den vielen herausgeschnittenen Filmmetern in manchen Passagen auch der Handlungsfaden abhanden gekommen.

Wicki hatte zwar eine Unzahl von Gags effektiv aneinandergereiht („Tagesspiegel“: „... ein einziger, zuweilen fast dantesker Höllentanz und Fegefeueratamel“) und den Kritikern die Einsicht vermittelt, daß „der Film dieses Landes nicht am Ende“ sei („Die Welt“), doch zu überschwänglichem Lob vermochten sich die Rezensenten nicht aufzuraffen.

Auch die Jury erkannte den Preis für den besten Berlinale-Film einem ausländischen Werk zu: dem von Michelangelo Antonioni inszenierten italienischen Film „La Notte“ (Die Nacht).

Immerhin hatten die Preisrichter mit ihrer Entscheidung ein Kuriosum zustande gebracht: In dem mit dem „Goldenen Bären“ ausgezeichneten Antonioni-Film spielt der mit dem „Silbernen Bären“ ausgezeichnete Bernhard Wicki eine Nebenrolle.

Kommentierte der Festival-Kabarettist und -Kolumnist Wolfgang Neuss den Wicki-Erfolg: „Deutsche Vita“.

FERNSEHEN

BILDSCHIRME

Mehr Schmelz

Die Bildschirme der Fernsehgeräte, die im Vorführraum der Hamburger Saba-Vertretung standen, waren allesamt durch einen schmalen schwarzen Klebestreifen halbiert. Als die Apparate eingeschaltet wurden, erschien — das Fernsehen sendete gerade die Tageschau — der kahle Kopf des Eichmann-Prozeß-Berichters Dr. Joachim Besser auf der Mattscheibe, und die Besucher beobachteten ein merkwürdiges Phänomen.

Die rechte Schädelhälfte des Reporters bot sich den Beschauern als gewöhnliches Fernsehbild dar, bei dem der typische dunkle Zeilenraster, die sogenannte Fernsehjauchse, deutlich auszumachen war. Die linke Schädelhälfte Bessers aber schimmerte wie ein Mattglanzphoto — gänzlich frei von den dunklen Streifen, die bislang jedes Fernsehbild auf deutschen Bildschirmen zieren.

Mit dieser Halbe-halbe-Demonstration führte die „Saba Schwarzwälder Apparate-Bau-Anstalt August Schwer Söhne GmbH“ am Mittwoch letzter Woche eine technische Neuheit vor, die von der Firma als „grundlegende Entwicklung“ gewertet wird: das „zeilenfreie Fernsehen“ („Sabavision“).

„Das Fernsehbild der Zukunft“, rühmten die Saba-Leute, „ist dem Kinobild

Telemann

MEET HEINRICH

Da gibt es im amerikanischen Fernsehen eine Sendereihe, die heißt „Meet the Press“ (Stell dich der Presse) und wird von der „National Broadcasting Company“ ausgestrahlt. Mitwirkende jeweils: ein prominenter Gast, vier Journalisten, ein „Chairman“ (Gesprächsleiter). Reglement: Die Journalisten und auch der Chairman stellen knappe Fragen, die der Gast ebenso knapp zu beantworten hat.

Der Weltruf, den die Reihe im Laufe der Jahre erlangt hat, beruht vornehmlich auf der Respekt-Armut überseeischer Presseleute; will heißen, was der geladenen Prominenz an Wißbegier um die Ohren knattert, ermangelt der Traulichkeit.

„Herr Regierender Bürgermeister“, hieß zum Beispiel eine der Fragen, auf die Willy Brandt bei seinem letzten Amerika-Besuch Bescheid geben mußte, „man sagt, daß Ihre Sozialdemokratische Partei weitgehend den Sozialismus ... aufgegeben hat. Stimmt das?“ Und eine Zusatz-Erkundigung lautete: „Sie scheinen etwas zu zögern, die Nato-Frage sehr eingehend zu diskutieren. Entschuldigen Sie bitte, wenn ich jetzt eine diesbezügliche Frage stelle.“

Einzig der Person des Greises wird Schonung gewährt: Konrad Adenauer durfte sein Fragen-Pensum vorher studieren.

Waren es gute Beziehungen zur NBC, war es die schiere Waghalsigkeit — jedenfalls wollte der Sender Freies Berlin auch sein „Meet the Press“ haben. Treulich lizenziert, unter der beratenden Obhut des NBC-Korrespondenten Gary Stindt. Und er bekam es. Am 30. Juni erschien in beiden Programmen erstmals „Die Fernseh-Pressekonferenz“.

Richtig, da gab es im Berliner Studio einen Chairman, den SFB-Chefredakteur Rolf Menzel, gab es vier Journalisten (Rudolf Radke, Dieter Cycon, Harald O. Herrmann und Matthias Walden), gab es einen prominenten Gast — den Bundesaußenminister Heinrich von Brentano.

Frage Rudolf Radke, ob nach Meinung des Ministers die Nato-Streitkräfte teilmobilisiert werden sollten, falls die Berlin-Krise sich zuspitzte, erwiderte von Brentano aufgeweckt: „Die Frage ist etwas verfrüht.“

Erkundigte sich Rolf Menzel: „Stellt sich die Bundesregierung darauf ein, daß ein Friedensvertrag (zwischen UdSSR und Zonenregierung) unvermeidlich ist?“, hatte der Minister des Äußeren die Geistesgegenwart, mit einem kompliziert ausgeschmückten „Nein“ zu parieren.

„Darf ich hier gleich anschließen mit einer sehr direkten Frage?“ und „Darf ich noch einmal auf Berlin zurückkommen?“ säuselte es aus der Pressemänner Munde. Und der Befragte genehmigte Sämtliches, nicht ohne ermahnend einzuflechten, daß er Wörter wie Aufklärungsfeldzug

oder Hallstein-Doktrin „nicht so sehr gern“ habe. Kurz, es war ein ungemütliches Beisammensein. Aber es war nicht „Meet the Press“.

Telemann, der den Mangel an journalistischer Unzartheit beklagte, hub nun seinerseits zu fragen an. Und zwar fragte er den Konferenzteilnehmer Walden, Stellvertretenden Chefredakteur des Senders Freies Berlin, warum man denn, wenn schonungslose Ausforschung interessante Mitteilung zeitigen sollte, ausgerechnet den Heinrich von Brentano vorgeladen habe; einen Mann, der selbst in fürchterlichste Enge getrieben, niemendem Neugier abnötigt.

Antwort: „Wir wollten uns Steigerungsmöglichkeiten offenhalten.“

Ferner wollte Telemann wissen, ob nicht auch Fragesteller einer deutschen Fernseh-Pressekonferenz jenen Härtegrad zu erreichen vermöchten, der es verhindert, daß ein Bundeskabinettsmitglied nach der Sendung gar so ausgeglichen dreinschaut.

Walden: „Wollte man die Fragen nur um der Härte willen stellen, würde die Reihe bald in eine Show ausarten.“

Blieb zu erforschen, wozu man den US-Artikel überhaupt in Lizenz übernommen hat. Schließlich gibt es ja bereits ein Fernseh-Forum, wo das unbequeme Fragen zum ersprießlichen Brauch herangediehen ist: Kurt Wessels „Gespräch über Politik in Deutschland“.

Plötzlich kam Telemann die Erleuchtung. Wer, überlegte er, hat mit „Meet the Press“ in Amerika so gute Erfahrungen gemacht? Wer hat sich vor der Wessel-Runde gedrückt und den Gerhard Schröder ins Treffen geschickt? Wer, als einziger, kann an der friedamen Fernseh-Pressekonferenz ein Interesse haben? Der Bundeskanzler.

Damit auch er endlich wieder am Fernseh-Wahlkampf teilnehmen kann, mußte ein Instrument geschaffen werden, das einerseits genügend Renommee besitzt, um seinen Benützern den Anschein dialektischer Unerschrockenheit zu geben, das aber andererseits die Gefahr einer Bloßstellung weitgehend ausschließt.

Freilich — blindlings wollte sich unser Kanzler auch auf dieses Unternehmen nicht einlassen. Gibt es doch überall Falschheit und Ränke. Und wer garantierte ihm denn, daß man gerade im SFB-Studio störender Unbotmäßigkeit bar sei?

In unterentwickelten Landstrichen pflegt ein Gebieter, wenn es mutmaßliche Minenfelder zu durchqueren gilt, den entbehrlichen Teil seiner beweglichen Habe (lahmende Pferde, Nebenfrauen) ein Stückchen Weges vorauszuschicken.

Nicht so Konrad Adenauer. Er schickte seinen Außenminister.

Merke: „Ich halte die Fernseh-Pressekonferenz für eine sehr glückliche Einrichtung“ (Heinrich von Brentano).